

Die kleine Welt

Nr. 33

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Onkel Franz.

Roman von J. Blicher-Clausen.

(Fortsetzung.)

Kaja lächelte glücklich. „Ich verspreche Dir, nicht einen einzigen Gedanken für mich zu behalten,“ flüsterte sie.

„So ist es recht! Nur heranz mit dem Kobold, wenn Du seine Nähe ahnst! Dann schlagen wir ihm gleich den Kopf ab.“

Sie lachte, und ihr war, als sähe sie diesen schon verschwinden, und sie schloß, wie die Luft ihre Wangen rötete. Da schwang Onkel Franz seinen Stuhl und rief: „Wir werden den Kobold schon zwingen! Und wenn er den Kopf wieder herausstreckt, dann mußt Du auf die hohen Berge. Da droben gibt es keine Kobolde!“

Kaja fuhr zusammen, und Onkel Franz fuhr fort: „Habe keine Angst um Helle, ich werde schon auf ihn achtgeben.“

„Aber ich kann Euch durchaus nicht entbehren!“ rief sie mit einem Versuch, die Tränen in ihren Augen zu verbergen.

„Doch, Du kannst,“ sagte er bestimmt, „Du läßt mir eine junge, gesunde Gattin zu teil werden, wenn der Frühling kommt.“

„Ja, das will ich,“ sagte sie augenblicklich, ihren Kopf an seine Schulter lehrend, und es war ihr, als gäbe es nichts, das sie nicht gern für ihn täte.

In den folgenden Tagen war sie vergnügt, sang wie sonst, verrichtete ihre Arbeit und spielte mit Helle, der ihr Dasein immer mehr ausfüllte. Onkel Franz beobachtete sie in der Stille, und eine schwere Last schien ihm von den Schultern genommen zu werden. Der Gedanke, daß die Krankheit der Mutter geerbt haben könnte, war der einzige, der ihn verzagt machen konnte; aller Kummer war Freude im Vergleich damit.

Aber nun war sie wieder ganz die alte Kaja, und die Tage flogen für beide mit der jubelnden Eile des Glücks dahin. Je näher die Stunde kam, nach der sie sich sehnten, desto schneller enteilte die Zeit, und oft kam es ihnen vor, als seien es nur noch Tage bis dahin.

Onkel Franz hatte angefangen, „ein weiches Nest zu bereiten“, wie er es nannte.

Er hatte unglaublich viel zu besorgen, wenn er mit der Schule fertig war.

Halbe Stunden lang stand er vor den Läden der Antiquitätenhändler und rechnete aus, ob er nicht Geld genug habe, um ein kleines Gefährchen mit vielen Borten zu kaufen, oder ob er lieber eine alte, holländische Uhr nehmen sollte, die, wie er wußte, das Zimmer so außerordentlich behaglich machen würde. Und es ließ ihm keine Ruhe, bis er schließlich beides erstanden hatte: Er hatte sich

selbst geschworen, daß er die Wohnung, wenn sie auch noch so klein sei, mit dem ausstatten werde, was sie am meisten liebte, und jede Nacht träumte er von alten eichenen Möbeln, die er selbst nach Zeichnungen vom Rosenberger Schloß restaurierte.

Seine Hausfrau hatte ihm zu den drei Zimmern, die er schon hatte, noch ein viertes abgetreten, und

Schwarzamsetz, die nie müde werden, für ihr Nest Hälmchen herbeizutragen.

„Mir ist, als habe ich ein ganzes Leben lang um Helle gebüht,“ konnte er sagen, wenn er sah, wie entzückt sie alles ansah. „Aber dafür gibt es auch niemanden, dessen Glück mit dem unsrigen verglichen werden könnte, wenn wir nun miteinander leben dürfen.“

„Nein!“ rief sie, „und es gibt kein Nest wie das unserige! Keines ist so fein und weich, und keines so reich ausgestattet!“

„Wenn junge Leute ihr Haus einrichten, müssen sie es erst ausstatten, aber hier ist jedes Ding wie ein kleiner Teil von einem Leben, das schon gelebt wird — hier kann alles mit sprechen von Tagen des Leides, Tagen der Freude und Tagen der festlichen Erwartungen! Es ist merkwürdig,“ fügte sie hinzu, „wenn ich jetzt zurückdenke, kommt es mir vor, als hätten wir uns von jeher geliebt. Und doch ist unsere Liebe allzeit neu.“

Onkel Franz lachte und sagte einfach: „Das ist es ja auch, was wir uns versprochen haben.“

Für Helle war es jedesmal ein Fest, wenn Onkel Franz mit einem neuen Paket unter dem Arm ankam. Er betrachtete alles als sein rechtmäßiges Eigentum und sagte sogleich: „Das gehört Helle.“

Bekam er nur ein kleines Zugeständnis, dann fand er sich ruhig darein, daß die Sachen wieder eingepackt und so aufbewahrt wurden, daß er sie nicht erreichen konnte. Waren sie aber in seinem Bereich, dann griff er sofort danach.

„Nun hat Helle gewiß wieder Mutters Kupferschale genommen, die mit den drei glänzenden Füßen?“

„Nein, nicht genommen — nur in Wohnzimmer bestellt, daß Helle nicht fortträt!“ erklärte der Purfche, ganz stolz, daß er schon Vorichtsmaßregeln gegen sich selbst ergreifen konnte.

Gesund und klug, immer in strahlender Laune und voller Schelmerei, bewegte er sich zwischen Mutter und Onkel Franz und fühlte sich glücklich und sicher in dem warmen Licht zweier Augenpaare, die sich über seinem lockigen Köpfchen freudestrahlend trafen.

Noch nie war er auch nur einen einzigen Tag krank gewesen; da wurde er kurz vor Weihnachten vom Keuchhusten befallen, der ihn so mitnahm, daß seine dicken, roten Wangen in wenigen Wochen dünn und blaß wurden.



Geschwister. Nach einer Photographie von O. Meyer.

er und Kaja hatten sich dahin geeinigt, daß sie in der alten Wohnung bleiben würden. Das neue Zimmer, das zugleich auch das größte war, wurde jeden Tag mit neuen Einkäufen gefüllt.

Alle größeren Gegenstände stellte Onkel Franz dort ab; altes Porzellan aber und wertvolle, kleine Kupfersachen, für die Kaja, wie er wußte, eine Schwäche hatte, brachte er ihr hinaus, damit sie die Freude des Einkaufens für das neue Heim mitempfunden könnte.

Wenn er so jeden Tag mit neuen Überraschungen ankam, gleich er einem Vogel, einer der schlanken

Die Erstickenfalls wurden immer heftiger, und die Augen des Kindes glühten vor Angst, wenn er sie kommen fühlte. Wohl war er tagsüber auf und spielte, aber das Spiel machte ihm keine Freude. Raja mochte ihn mit dem Besten, was ihr einfiel, locken, ohne daß er auch nur die Hand danach ausstreckte, und Onkel Franz mochte sich noch so viel Mühe geben, Hund und Kage zu sein oder als Hans Gudebein um den Tisch herum zu humpfen, es gelang ihm doch nicht, auch nur ein Lächeln um die blassen Lippen hervorzurufen.

Eines Tages, als Onkel Franz von der Schule kam, saß Raja an Helles Bettchen und starrte ihn mit angstvollen Augen an.

„Er hat hohes Fieber,“ sagte sie.

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff Onkel Franz seinen Hut und eilte zum Doktor. Nach einer halben Stunde kehrte er mit diesem zurück, und das Kind wurde genau untersucht.

„Es ist doch nicht gefährlich?“ flüsterte Raja mit trockenen Lippen.

„Doch, es ist in Group übergegangen.“

Raja war es, als bekomme sie einen Stoß auf die Brust, und ihr Herz hörte auf zu schlagen. Sie ergriff den Arm des Arztes, und ihre Augen flogen angstvoll von ihm zu Onkel Franz und vom Onkel Franz wieder zu dem Doktor.

„Was nun?“ flüsterte sie kaum vernehmbar.

„Muß er sterben?“

Der Arzt wandte sich unwillkürlich ab, um ihrem Blick nicht zu begegnen.

„Gewiß nicht,“ sagte er. „Es ist alle Hoffnung da, wenn wir sogleich eine Operation vornehmen.“

„Aber es handelt sich um Leben und Tod!“ schrie sie beinahe.

Der Arzt warf einen Blick auf das Bettchen. „Hier handelt es sich auch ums Leben,“ sagte er nur.

Der Junge starrte mit seinen fieberheißen Augen gerade aus. Er konnte nicht sprechen, stöhnte aber unaufhörlich, und diese wägelnden Laute zerrissen Raja das Herz.

Onkel Franz hielt Helles Händchen in der seinigen; dem Anschein nach war er ganz ruhig, aber Raja sah an dem Ausdruck seiner Augen, wie sehr er litt. Und mit einem heftigen Gefühl feilschen und körperlichen Schmerzes warf sie sich plötzlich an seine Brust.

„Wenn er stirbt, hat das Leben keinen Wert mehr für mich!“ stöhnte sie wild, ohne daran zu denken, wie sehr ihn diese Worte kränken mußten. Aber fast in demselben Augenblick wurde sie sich dessen bewußt, und sie bereute ihre Worte.

„Sei mir nicht böse,“ schlichzte sie; „ich weiß selbst nicht, was ich sage. Aber was sollen wir tun? Was sollen wir tun?“

Da neigte er sich über sie und sagte merkwürdig fest: „Laß das Schicksal walten.“

Und so wenig war sie es von ihm gewohnt, daß er etwas von dem, was er seinen „innersten Menschen“ nannte, offenbarte, so schen war er selbst ihr gegenüber, wenn es sich um seine eigene persönliche Lebensauffassung handelte, daß sie diese drei Worte beinahe wie ein Befehl traf.

Sie wußte selbst nicht, wie sie in das andere Zimmer gekommen war; aber das wußte sie, daß Onkel Franz die Tür hinter ihr geschlossen hatte und daß es sich um in diesem Augenblick um Leben oder Tod für ihr einziges Kind handelte. Sie wußte auch, wenn es der Tod war, dann hielt sie nicht Hochzeit mit Onkel Franz, sondern dann war ihr Heim an derselben Stätte, wo sie ihre Mutter hatte sterben sehen. Sie konnte keine schweren Sorgen tragen, sie war nicht stark genug dazu.

Sie folgte dem Sekundenzeiger auf der Uhr über dem Schreibtische — er lief rund herum — Leben oder Tod — Leben oder Tod — Leben oder Tod? . . . Es war, als würde sie von Entsetzen gelähmt.

„Ich kann nicht,“ dachte sie, „ich kann nicht — kann nicht!“ Und die Tränen strömten ihr unaufhaltsam die Wangen herab, ohne daß sie es

merkte. Da hörte sie auf einmal einen Laut, wie ein halberstimmter Schrei, im Schlafzimmer und sie hob die gefalteten Hände zum Himmel auf: „Nur nicht das Kind!“ schrie sie. „Nur nicht das Kind!“ und fiel dann, die Hände vors Gesicht gepreßt, vor dem Sofa auf die Knie.

Sie wußte nicht, wie viel Zeit so vergangen war, als sie Onkel Franz' Stimme wieder hörte, der sich über sie beugte, mit der zärtlichen Fürsorge, die sie von klein auf so gut kannte. Wie einst setzte er sich neben sie und streichelte ihre kalten Hände, und wie einst schmeigte sie sich an ihn an und verbarg ihr verweintes Gesicht an seiner Brust.

„Nun — nun,“ sagte er und strich ihr sanft über das Haar, „nun kann mein kleines Mädchen ruhig sein, die Operation ist gelungen, und wir hoffen, daß er außer Gefahr ist.“

Sie wollte die Lippen öffnen, konnte aber nicht. Schließlich brachte sie doch die Worte heraus: „Ist es gewiß?“

„Ja, der Doktor glaubt es,“ sagte er, ihr zu nickend. „Aber bestimmt kann er es vor morgen früh nicht sagen. Komm', Helle sehnt sich nach Dir.“ Er nahm sie bei der Hand und führte sie ins Krankenzimmer.

Der Arzt stand am Fenster und legte seine Instrumente in die Verbandskassette, während Helles Blick mit verzehrender Angst jeder seiner Bewegungen folgte; niemals vergaß Raja diesen Blick — er erinnerte sie plötzlich an den ihrer Mutter.

Aus der Kehle im Halse stieß eine dünne, gelbliche, mit Blut vermischte Flüssigkeit auf das weiße Tuch, das mehrmals zusammengefaltet auf Helles Brust lag, und die mageren Händchen umfaßten krampfhaft das Gitter des eisernen Bettgestells.

Raja kam es vor, während sie da neben dem Bettchen auf den Knien lag und die Händchen des Kindes küßte, daß es unmöglich leben könne.

„Wilst Du mir einen Gefallen erweisen?“ sagte sie, sich an Onkel Franz wendend.

Er nickte, ohne zu antworten.

„Ich meine, sein Vater möchte nun kommen,“ sagte sie; „ich sehne mich danach; ich meine, er müßte ihn sehen, ehe . . . ehe . . .“

Sie fuhr auf und schrieb in fliegender Eile auf eine Visitenkarte:

„Helle ist krank. Komm' sofort, wenn Du ihn noch einmal sehen willst!“

Onkel Franz lief mit der Karte in der Hand durch die Straßen. Unter einer Laterne blieb er stehen und las flüchtig die Worte. Und er lächelte bitter bei dem Gedanken an die wunderbare Macht, die man Daube des Wintes nennt.

Helles Liebe war sein Eigentum, er hatte sie sich erworben, durch tausend kleine Opfer, die er selbst nie angeschlagen hatte — aber nun erinnerte er sich daran — Peter Dam hatte seinem Sohne nicht einmal einen einzigen Tag seines Lebens geschenkt.

Und trotzdem — wenn der Tod kam, da schickte sie nach ihm.

Raja hatte den Arzt hinausbegleitet. Nun saß sie an Helles Bettchen und zählte die Minuten bis zu Peter Dams Ankunft. Es war ihr eine Art Gewissenssache geworden, daß er das Kind noch lebend antreffen müsse, „ . . . denn es ist ja doch sein Kind,“ sagte sie sich selbst, „es gehört auch ihm.“ Keinen Augenblick dachte sie an die Gleichgültigkeit, die er dem Jungen gegenüber immer gezeigt hatte — sie vergaß, was zwischen ihnen stand. Sie erinnerte sich nur noch daran, daß der Tod in dieser Nacht kommen könnte, um das Kind, das ihnen gemeinsam gehörte, zu holen — und es war ihr, als habe sie Peter Dam nie näher gestanden, als in dieser Stunde. Sie ertappte sich darauf, daß sie sich geradezu nach ihm sehnte, denn niemand — so dachte sie — niemand könne ihre Verzweiflung so intensiv mitfühlen, als er, jetzt, wo der Tod ihr gemeinsames Eigentum bedrohte.

Sie fuhr zusammen, als die Flurtür ging, und eine Minute später stand Peter Dam im Zimmer. Aber von dem Moment an, wo er über die Schwelle trat, fühlte sie, daß es ein fremder Mann war, nach dem sie geschickt, und sie bereute, daß sie es

getan hatte. Da saßen sie nun einander gegenüber an dem Bettchen und hatten keine einzige Erinnerung an das Kind gemeinsam. Sie hatten es nie zusammen besessen, und gerade das legte den tiefen Abgrund zwischen sie. Da saßen sie nun und schüttelten sich sonderbar bebrüht, eines in des anderen Gegenüber — und Helle wandte den Kopf auf die Seite, sobald Peter Dam sich ihm näherte. Dies bebrühte dieser offenbar unangenehm — er ward verlegen, wollte es aber verbergen und sagte in seiner gewöhnlichen oberflächlichen Weise: „Armer Kleiner! Selb' Leben ist offenbar keinen Heller mehr wert.“

Raja gab keine Antwort. Sie lauschte auf Onkel Franz' Schritte im Zimmer nebenan, und da mußte sie lächeln. Der Unterschied zwischen ihrem früheren und ihrem jetzigen Leben war so auffallend, daß sie lächeln mußte, selbst in die ein Augenblick, wo ihr Herz von Sorgen schwer war.

In diesem Augenblick bekam Helle einen neuen Erstickenfalls, und Raja sprang auf, um ihm zu helfen, während Peter Dam daneben stand und das verzerrte Gesichtchen betrachtete.

„Ach Du lieber Gott!“ sagte er und wischte sich mit dem Rücken der Hand eine Träne weg. „Wenn er doch sterben dürfte!“

Es war ihr, als liebe sie ihn, nur um dieser Träne willen, aber dann erinnerte sie sich, wie sehr er sich immer davor gefürchtet hatte, jemanden leiden zu sehen, und als er die Hand vor die Augen hielt und immer wiederholte: „Wenn es nur vorüber wäre! Wenn es doch nur bald vorüber wäre!“ konnte sie es nicht ertragen, ihn länger anzuhähen.

„Geh' lieber!“ sagte sie, nachdem sie ihn wiederholt vergebens zur Ruhe ermahnt hatte. „Ich bitte Dich, geh'!“

„Hast Du vielleicht nicht selbst nach mir geschickt?“ fragte er plötzlich trotzig.

„Doch, aber jetzt — jetzt kann ich Dich nicht sehen,“ flüsterte sie, und legte Helle wieder auf die Kissen zurück. Der kalte Angstschweiß stand ihr auf der Stirn, und ihre Augen wichen nicht von dem Gesicht des Kindes.

Helle begann ein wenig freier zu atmen, er bewegte die kleinen Rippen heftig, als wolle er sprechen, konnte jedoch nicht. Raja starrte ihn einige Minuten verzweifelt an und mühte sich vergebens, seine Gedanken zu erraten.

Plötzlich aber verstand sie.

„Soll Vater kommen?“ fragte sie, und das frohe Lächeln in den Augen des Jungen gab ihr sogleich Antwort.

„Ich bin hier,“ sagte Peter Dam und neigte sich über das Bett.

„Dich meint das Kind nicht,“ sagte sie. „Es meint den, der von Geburt an Vaterstelle an ihm vertreten hat — ja, schon lange vorher.“

Und sie öffnete die Tür zum Wohnzimmer, wo Onkel Franz noch immer auf und ab ging.

„Warum kommst Du nicht herein?“ sagte sie, „Helle hat Heimweh nach Dir — und ich auch.“

Onkel Franz trat unter die Tür, eine kleine Röte zeigte sich an seinen Schläfen, als sein Blick Peter Dam streifte.

Helle wandte ihm den Kopf zu, und der erste schwache Schimmer eines Lächelns glitt über sein Gesichtchen. Es leuchtete wie eine Verklärung aus diesem Lächeln, die Gesundheit und Leben über die kleinen, bleichen Züge auszugießen schien.

„Hast Du es gesehen?“ rief Raja jubelnd und ergriff Onkel Franz' Hand. „Helle hat gelächelt! Er hat Dich angelächelt!“

Und der höchste Lobgesang hätte ihre Liebe, ihre Dankbarkeit, ihren Stolz über ihn nicht deutlicher ausdrücken können, als dieser Ausruf: „Er hat Dich angelächelt!“

Peter Dam fühlte sich plötzlich überflüssig.

Wie die beiden da am Lager des Kindes beisammen standen, wurde er sich auf einmal der Flüchtigkeit seiner eigenen Gefühle bewußt, der Leere in seinem eigenen Leben, und er begann zu ahnen, was ein wirkliches Zusammenleben sein mußte.

Nach verabschiedete er sich und sagte, er wolle in ein paar Tagen wiederkommen.

Als er heimging, war er eine Wunde der widerstreitendsten Gefühle: Liebe und Haß, Eiferucht und Bewunderung, tiefe Verzagttheit und ohnmächtiger Trost stritten sich in seiner Seele. Mit Hilfe seines Schwiegervaters hatte er jetzt eben Dispensation erlangt, um sich vor Ablauf der gesetzlichen Trennungspflicht wieder zu verheiraten, und die Hochzeit war auf den nächsten Monat festgesetzt. Aber nun, als er Kaja wieder sah, meinte er plötzlich, alles andere könne gehen, wie es wolle, wenn er nur Kaja dazu bringen könnte, zu ihm zurückzukehren.

„Sie tut es nie,“ sagte er sich selbst wieder und wieder, flügte aber trotzdem hinzu: „Wellecht doch, wenn ich den Jungen gewinne.“

Und er gelobte sich selbst, daß er, wenn Helle am Leben bliebe, nichts verflümmeln wolle, um sich bei ihm beliebt zu machen. „Der Weg zum Herzen der Mutter geht durch das Kind,“ sagte er mit theatralischem Ausdruck, und mit seiner alten Vorliebe für wohlklingende Phrasen konnte er sich das Vergnügen nicht verkagen, dies laut auszusprechen.

Indessen saßen Kaja und Onkel Franz an Helles Bettchen; die ganze lange Nacht hindurch saßen sie in Angst und Spannung und wechselten nur ab und zu ein paar Worte; der Junge schlief ruhig, nur hin und wieder öffnete er die Augen; aber wenn er dann die beiden so treulich an seinem Bett sitzen sah, lächelte er sicher, wie nur ein Kind lächeln kann, und schlummerte wieder ein. Gegen Morgen begann auch ein feiner, rosigter Schimmer seine Wangen zu färben.

„Ich glaube, wir dürfen ihn behalten,“ sagte Onkel Franz, Kaja tröstlich zuzukend.

„Ich glaube es auch,“ flüsterte sie entzückt.

Dann saßen sie wieder einige Stunden still da; nur ab und zu stand Onkel Franz auf, um das Feuer zu schüren, und als Kaja endlich einschlief, den Kopf auf das Bettchen gestützt, holte er leise einen Teppich und breitete ihn über sie.

Lange betrachtete er ihr feines Profil und das kleine, rosige Ohr, das nur halb von dem lockigen Haar bedeckt war — und bei der Gewißheit, daß sie ihn liebe, überkam ihn ein unaussprechliches Glücksgefühl. Es war ihm, als hätten sie in dieser einen Nacht, wo sie die Angst um das Kind miteinander geteilt hatten, ein ganzes Leben zusammen gelebt.

„Mein Lieb,“ flüsterte er leise. „Ach, Du mein Lieb! Wie gerne möchte ich Dich vor allem Kummer beschützen!“

Als ob sie seine Stimme gehört hätte, fuhr sie plötzlich zusammen und bengte sich über das Kind, das ruhig schlief.

„Gott sei Dank! Ich glaube, es ist gerettet!“ jagte sie mit bebender Stimme.

Und plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und sagte: „Wie gut Du bist, daß Du dies alles mit mir geteilt hast.“

Um sieben Uhr morgens kam der Arzt. Er bestätigte, daß Helle außer Gefahr sei, und riet Kaja, sich nun selbst schlafen zu legen.

„Sie können sich wenigstens nebenan auf dem Sofa etwas niederlegen, bis der Herr Adjunkt geht,“ sagte er, „der ist zuverlässig — ihm werden sie das Kind wohl für ein paar Stunden anvertrauen.“

Sie nickte Onkel Franz zu. „Fürs ganze Leben,“ sagte sie, aber so leise, daß nur er es hören konnte.

Nachdem sie den Arzt hinausbegleitet hatte und wieder zurückkam, trat sie plötzlich zu Onkel Franz, legte ihm bebend die Hand auf den Arm und sagte:

„Ich will Dir beichten. Es soll nichts in meiner Seele sein, das Du nicht kennst. Und Du sollst mich nicht für besser halten, als ich bin.“

Er lachte leise. „Man glaubt nichts von dem, den man liebt,“ sagte er, „man weiß einfach, daß er einem das Liebste auf der Welt ist. Diese Gewißheit genügt.“

Aber sie lachte nicht, sondern sah ihm gerade in die Augen, und es fiel ihm auf, wie merkwürdig forschend ihr Blick war; er spürte gleichsam tief in sich selbst hinein.

Gewerbehygiene.

Von Heinrich Wetzker.

(Schluß.)

Der Dampf hat seine Gefahren, indem er Explosionen erzeugen, Verbrühungen verursachen kann; als Mittel zur Desinfektion milzbrandtragender Vorsten ist er wiederum ein wirksames Schutzmittel gegen gewerbliche Gefahren. Und so erzeugt ja auch die moderne Technik die Schutzmittel gegen die Gefahren, die mit der Verwendung der von ihr geschaffenen Arbeitsmaschinen verbunden sind. Die Reihe dieser Wechselwirkungen ist unendlich.

Ärztliche Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung müssen zusammenarbeiten in der Bekämpfung der gewerblichen Gefahren. Dabei fällt der ärztlichen Wissenschaft eine besonders schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe zu in dem Studium der Krankheitsursachen. Die Unfallgefahren sind leichter zu erkennen als die Krankheitsgefahren. Andererseits ist es aber vielleicht wieder schwieriger, eine geeignete, das Arbeiten an der Maschine nicht allzu sehr erschwerende Schutzvorrichtung gegen Verletzungen zu konstruieren, als Schutzmittel gegen Erkrankungen zu finden. Dennoch gibt es, wie ein Gang durch Spezialausstellungen zeigt, deren in großer Zahl, die nur leider noch lange nicht in ausreichendem Maße angewandt werden. Es gibt wohl kaum eine Maschine, kaum eine gefahrdrohende Arbeitsvorrichtung, für welche nicht Schutzvorrichtungen existieren, die die Gefahren der Maschine, der Arbeitsvorrichtung auf ein Minimum herabsetzen. Wenn sie trotzdem nicht angewandt werden, so trägt daran meist kapitalistischer Eigennutz die Schuld; die Schutzvorrichtung kostet Geld und der profitmachende Unternehmer scheut die Ausgabe. Die Schutzvorrichtung wird auch in vielen Fällen die Arbeitsleistung des Arbeiters etwas herabsetzen, und das ist auch ein Grund, die Anbringung der schützenden Vorrichtung zu unterlassen. Das ist aber auch ein Grund, der sehr häufig den Akkordarbeiter hindert, von der vorhandenen Schutzvorrichtung Gebrauch zu machen. Sein Akkordlohn ist so gestellt, daß er nie genug verdienen kann, und deshalb arbeitet er lieber ohne die Schutzvorrichtung, sich auf seine Geschicklichkeit und sein gutes Glück verlassend — bis das Unglück da ist. Die Technik hat deshalb auch versucht, Schutzvorrichtungen so mit der Maschine zu verbinden, daß die Maschine ohne Benutzung der Schutzvorrichtung nicht in Gang gesetzt werden oder nicht arbeiten kann. Das gelingt jedoch nur in verhältnismäßig wenigen Fällen. Es ist deshalb nicht nur der Zwang zur Anbringung von Schutzvorrichtungen ganz allgemein zu erstreben, sondern auch die ausgiebigste Kontrolle, an der die Arbeiter durch ihre Organisationen beteiligt sein müssen, weil es geradezu ausgeschlossen erscheinen muß, gegen böswillige Unternehmer ausreichende Kontrolle durch Beamte auszuüben. Außerdem ist aber notwendig, dahin zu wirken, daß der Arbeiter nicht durch Not getrieben wird, zu seinem Schaden auf den Gebrauch der Schutzvorrichtung zu verzichten. Zu angemessenen Löhnen, möglichst unter Beseitigung der Akkordarbeit, muß die Erziehung des Arbeiters durch die Organisation treten und ihm die Einsicht beibringen, daß die Außerachtlassung der gebotenen Vorsicht auf die Dauer nicht nur ihn persönlich schädigt, sondern allgemeine Schädigungen der Arbeiter im Gefolge hat durch die Rückwirkung des schlechten Beispiels. Die Erziehung und Belehrung der Arbeiter ist aber noch notwendiger für die Bekämpfung solcher Gefahren, die nicht in unmittelbaren äußeren Verletzungen, sondern in allmählichen Schädigungen durch Erkrankung bestehen, weil diese Gefahren nicht ohne weiteres erkennbar sind. Die Belehrung muß schon in der Fortbildungsschule beginnen und muß von Ärzten oder doch von Lehrern mit besonderer Vorbildung gegeben werden.

Ihre Fortsetzung durch die Gewerkschaftsorganisation ist sehr erwünscht. Die Gewerkschaftsorganisationen dürften sich mit vielem Nutzen in größerem Umfange als bisher die Belehrung ihrer Mitglieder

angelegen sein lassen. Sie würden sich selbst und jedem einzelnen Mitgliede einen großen Dienst damit erweisen. Der erzieherische Einfluß der Organisation ist größer als der irgend eines anderen Erziehungsfaktors — aber er muß angewandt werden. Man erkennt die Wirkung des erzieherischen Einflusses der Organisation auf die Arbeiter in der immer allgemeiner werdenden Erkenntnis von der Notwendigkeit und Möglichkeit der verkürzten Arbeitszeit. Auch in rein hygienischen Fragen wäre dieser Einfluß wertvoll. Man mag zum Alkohol- und Tabakgenuß an sich stehen wie man will, so wird man doch der von den Ärzten allgemein vertretenen Ansicht nicht widersprechen können, daß bei gewissen Arbeitsverrichtungen der Alkohol- und auch der Tabakgenuß die Erkrankungsgefahren wesentlich erhöht. Hier kann die Organisation unter sachverständiger, ärztlicher Mithilfe segensreich wirken. Kein Verbot des Unternehmers oder der Unfall-Versicherungsgenossenschaft kann so wirksam sein wie die Selbsterkenntnis und Selbstacht der Arbeiter bei Vermeidung der vermeidbaren Berufsgefahren, wozu noch kommt, daß es der Würde des Arbeiters mehr entspricht, wenn er auf Grund von Belehrungen selbst das Richtige tut, als wenn er einer Anordnung des Unternehmers oder der Versicherungsgenossenschaft gehorchen soll. Hierzu gehören auch die wichtigen Reinlichkeitsvorschriften bei Ausführung gesundheitschädlicher Arbeiten. Der Arbeiter soll zu ihrer Beachtung erzogen werden, so zwar, daß er sie nicht als Belästigung, sondern als eine Notwendigkeit empfindet, dann wird er auch energischer die Beschaffung der nötigen Einrichtungen durch den Unternehmer fordern, als es heute vielfach geschieht.

Mit der Gewerbehygiene hängt die Versicherungs-gesetzgebung eng zusammen. Nicht nur, daß es ihre Aufgabe ist, die Folgen gewerblicher Schädigungen dem einzelnen weniger fühlbar zu machen, soll sie auch vorbeugen. Die wichtigste Aufgabe fällt hier der Krankenversicherung zu. Bei der Gestaltung des Versicherungswesens spielt die wissenschaftliche Erkenntnis in Beziehung auf Krankheitsursachen und Krankheitswirkungen eine sehr große Rolle. Ein allgemein bekanntes Beispiel ist die letzte Änderung des Krankenversicherungsgesetzes über die Behandlung sexueller Erkrankungen. Anfangs überwog die moralische Entrüstung und es durften deshalb Erkrankte, die sich die Krankheit durch sexuelle Ausschweifungen zugezogen hatten, von den Rechten des Gesetzes ausgeschlossen werden. Man hat jetzt erkannt, daß moralische Entrüstung bei der Bekämpfung von Krankheiten keine Rolle spielen dürfte und hat die Einschränkung beseitigt. Aus diesen Gesichtspunkten stellt sich als ein schwerer Mangel unserer Krankenversicherung der Umstand heraus, daß grundsätzlich der Anspruch auf Krankenunterstützung an die Mitgliedschaft bei der Klasse gebunden ist, anstatt daß der Anspruch aus der Tatsache der Erkrankung allein hergeleitet wird. Der Grundsatz ist allerdings durch eine Sonderbestimmung des Gesetzes durchbrochen. Das Gesetz schreibt nämlich für die organisierten Zwangsklassen — im Gegensatz zur organisierten Gemeindefrankenversicherung, für welche der Grundsatz ganz rein gilt — vor, daß der Unterstützungsanspruch auch über die Dauer der Mitgliedschaft hinaus bestehen bleibt, falls die Mitgliedschaft infolge von Erwerbslosigkeit aufgehört hat. Er bleibt jedoch höchstens drei Wochen nach Erlöschen der Mitgliedschaft bestehen und nur solange, als jemand vor Erlöschen der Mitgliedschaft schon versichert war. Es wird damit zugegeben, daß der Grundsatz des rein auf der Mitgliedschaft aufgebauten Anspruches unzulänglich ist. Wie sehr er sich unzulänglich erweist und wie sehr auch die erwähnte Durchbrechung des Grundsatzes unzulänglich ist, dafür sei auf die Gistarbeiter hingewiesen. Aus einer Meißnerfabrik in Köln wird von der Gewerbeinspektion berichtet, daß sie bei einem Bestande von 35 Arbeitern in einem Jahre 574 verschiedene Arbeiter hatte, das heißt ein siebzehnmaliger Wechsel des Personals; so daß also im Durchschnitt jeder Mann nur drei Wochen im Betriebe tätig war.

(Fortsetzung folgt.)

Es werden also eine große Zahl der Leute weniger als drei Wochen gearbeitet haben. Sie können sich aber schon in den ersten Tagen ihrer Tätigkeit schwere Schädigungen zugezogen haben, die jedoch erst nach längerer Zeit bemerkbar werden. Sind die Leute dann zur Zeit der Erkrankung erwerbslos — und wie oft kommt nicht eine länger als drei Wochen dauernde Erwerbslosigkeit vor —, dann bekommen sie keine Unterstützung für die Krankheit, die sie sich ganz allein in ihrer gewerblichen Tätigkeit zugezogen haben. Es fehlt dann meist an der gerade bei Bleivergiftungen so notwendigen, sachgemäßen Behandlung und dauerndes Siechtum kann die Folge sein.

In diesem Zusammenhange tritt auch ein anderer Mangel unserer Versicherungsgesetzgebung hervor, nämlich die Scheidung von Unfall und Krankheit. Nur wer aus einem Unfall eine Einschränkung seiner Erwerbsfähigkeit davonträgt, bekommt Entschädigung für diese auch dann, wenn er im übrigen wieder arbeitsfähig ist. Nun ist aber erstens die Frage, ob ein Unfall oder eine bloße Erkrankung vorliegt, oft sehr schwer zu entscheiden; ob z. B. ein Bruchschaden als Unfall oder als Erkrankung anzusehen sei, das fließt beinahe in jedem einzelnen Falle zu Streitigkeiten. Die immer komplizierter werdende Gewerbetätigkeit und mehr noch die immer fortschreitende, wissenschaftliche Erkenntnis führen beiderseits dazu, die große Unterscheidung zwischen Unfall und Erkrankung in immer mehr Fällen als unzulänglich zu erweisen. Es geht hier so, wie es auf dem Gebiete des Naturerkennens allgemein gegangen ist und noch geht. Man lernt immer mehr erkennen, daß, so notwendig die Einteilung der Formen in Gruppen zu Orientierungszwecken ist, die ursprünglich angenommenen Wesensunterschiede in Wirklichkeit nur Quantitätsunterschiede sind und die Gruppierung nur eine Sache der Uebereinkunft, nicht aber materiell begründet ist. Die Uebergänge von der Berufserkrankung zum Betriebsunfall sind so allmählich und unmerklich, daß es ganz willkürlich ist, zu sagen: hier hört die Erkrankung auf und es beginnt der Unfall. Und gerade dann, wenn eine konstitutionelle Schädigung eines Arbeiters eingetreten ist, die seine Erwerbsfähigkeit dauernd beschränkt — was in der Mehrzahl der Fälle auf „Erkrankung“ beruht —, ist eine Entschädigung aus hygienischen Rücksichten oft notwendiger, als wenn im groben Sinne ein Unfall, etwa der Verlust eines Gliedes durch Verletzung vorliegt. Denn der konstitutionell Geschädigte wird in der Regel seinen Zustand verschlimmern, wenn er mangels einer Entschädigung durch die Not gezwungen ist, so zu arbeiten, wie ein Gesunder, während er sonst noch lange, wenn auch nur teilweise, leistungsfähig bliebe. Die gegenwärtige Gesetzgebung gewährt aber dem nicht durch einen Unfall Geschädigten nur dann Hilfe, wenn er nach ärztlichem Gutachten entweder ganz arbeitsunfähig ist und ärztlicher Behandlung bedarf — Krankenunterstützung — oder nur noch ein Drittel erwerbsfähig — Invalidenunterstützung. Alle dazwischenliegenden Fälle bleiben unberücksichtigt.

Ein Mittel der Vorbeugung gegen übermäßige Schädigung des Arbeiters durch die Berufsarbeit ist die für gewisse besonders schädliche Arbeiten bereits vorgeschriebene, ärztliche Untersuchung der Arbeiter vor der Einstellung und die Zurückweisung ungeeigneter. Das ist ein sehr fruchtbarer Gedanke, der für die meisten Beschäftigungen nutzbar gemacht werden könnte. Als notwendige Ergänzung gehört aber dazu die Sorge, daß den Zurückgewiesenen andere für sie geeignete Beschäftigung nachgewiesen und deren Erlangung nach Möglichkeit erleichtert wird. Das weist auf den planmäßig geregelten öffentlichen Arbeitsnachweis hin, der damit auch vom Standpunkt der Hygiene Bedeutung erlangt. Dazu gehört Reiseerleichterung zum Zwecke des Auffuchens der nachgewiesenen, geeigneten Arbeit.

Hygienische Gesichtspunkte spielen demnach auf allen Gebieten der Sozialpolitik eine Rolle, und die spezielle Gewerbehygiene hat wiederum eine allgemein sozialpolitische Bedeutung. — Allgemein sozialpolitische

Maßregeln schützen den Arbeiter nicht nur vor den Gefahren der Berufsarbeit, sie tragen auch dazu bei, den Arbeiter zur Benutzung der vorhandenen Schutzrichtungen und zur Beobachtung der erlassenen Schutzvorschriften zu befähigen. Bildung und Erziehung spielen eine Rolle für die Wirksamkeit hygienischer Vorschriften und Einrichtungen, da ihre Nugharmmachung sehr stark von der Einsicht des Arbeiters abhängt. Sie sind aber wiederum selbst ein Bildungselement und ein Erziehungsmittel, indem die für Ausübung der Arbeit erforderlichen Rücksichten sich auch auf das sonstige Leben des Arbeiters übertragen. Ihren besonderen, sofort in die Augen springenden gesellschaftlichen Wert hat aber die Gewerbehygiene in ihrer Einwirkung auf die Arbeiter als Väter und Mütter der nachfolgenden Generationen. Es rächen sich an den Kindern nicht nur die Sünden der Väter, sondern auch die Sünden, die an den Vätern und besonders an den Müttern begangen werden. Die Schädlichkeit zu schwerer und zu langer Arbeitszeit sowie gewisser Arbeiten für die Frauen als Mütter und ihre nachteiligen Einwirkungen auf die Nachkommenschaft sind solange bekannt, daß man sie beinahe als Urväterweisheit bezeichnen kann. Daß dennoch der Schutz der Frauen vor übermäßiger Fabrikarbeit und vor besonders gesundheitschädlichen Arbeiten noch so mangelhaft ist, kann den Anfängen entwachsen, ist eine der ärgsten Sünden des Kapitalismus. Wie mangelhaft der vorhandene Schutz noch ist, beweisen die Beschlüsse der schon erwähnten bernischen Konferenz zur Frage der Nacharbeit der Frauen. Darnach wird immer erst eine höchstens elfstündige zusammenhängende Ruhezeit des Nachts innerhalb 24 Stunden gefordert, aber nicht etwa sofort, sondern für das Jahr 1910, für verschiedene gerade recht schädliche Industrien gar erst für das Jahr 1917! Jetzt also besteht noch nicht einmal überall diese elfstündige Nachtruhe für Frauen. Daß man anordnet, die Frauen sollen bei Maschinen das Haar nicht offen tragen und anliegende Kleider tragen, ist zweifellos ganz nützlich. In solchen billigen Vorschriften sind die Negierungen der kapitalistischen Staaten groß; in großen sozialpolitischen Maßregeln sind sie leider recht klein und werden es wohl immer bleiben. Die Gesundheit des kapitalistischen Geldbentels ist ihnen noch immer wichtiger als die Gesundheit des Arbeiters, obwohl ihnen die Erkenntnis, daß von der Gesundheit des Arbeiters am Ende die Gesundheit des Staates, seiner Volkswirtschaft, die Gesundheit der ganzen Gesellschaft abhängt, keineswegs verschlossen geblieben ist.

Die jüdische Mystik und ihr Satiriker.

Von J. Stern.

(Schluß.)

Szántó gibt von der Weltanschauung der „Beschtianer“ folgende launige, doch nicht unzutreffende Schilderung. Ein Beschtianer ist und trinkt, daß man glauben könnte, er sei Mensch wie andere Menschen. Aber sein Essen ist Erbanung, sein Trinken Bergeistigung, sein Genießen himmlische Freudigkeit, seine Freude Gottinnigkeit. Was man Welt nennt und Weltgeschichte, Natur und Naturprozesse, das ist ein ewiges Annähern und Entfernen von der Gottheit, ein Scheiden von der höheren Geisterwelt und ein Verbinden mit ihr. Der Tod ist Auferstehung und Geburt ist Wiederkunft. Wer vor 5000 Jahren Adam hieß, mag sich heute immerhin Finkelfein, Karfunkel oder Hirsch nennen, er ist derselbe doch; er war schon hundertmal gestorben und kam daher dem Tode mit aller Mühe entgegen. Der Bescht aber ist eine göttliche Infarnation, er atmet Engel ein und aus, schafft neue Geister, befiehlt den Elementen; jedes Zwickeln seines Augenlides ist bedeutungsvoll, jedes Zucken seiner Muskeln eine Weltbewegung; was er spricht ist Wachstum, was er trinkt Welterhaltung. Der Schweiß seines Antlitzes ist der Tau; der Seelen

nährt, und die Rauchwolken seiner Lulka (Tabakspfeife) sind blaue Veder, die zur Atmosphäre höherer Geister werden. Wie gut ist es, unter ihm weilen, wo man mit der Gottheit in ununterbrochenem Verkehr lebt und er, ihr Statthalter auf Erden, stets zugänglich ist, für eine kleine Spende Sünden zu vergeben, Krankheiten zu heilen, in den tausend Nöten des Lebens zu helfen.

Und seine Hilfe ist vielfach keine bloß imaginäre. Durch das Ansehen, das er in seiner Sekte genießt, und die reichen Spenden, die ihm von den Wohlhabenden zufließen, ist er im Stande, viel herbe Not zu lindern; diese soziale Tätigkeit ist wohl der Haupttitel der Sekte. Der Beschtianismus oder Chassidismus verlegt seine Gläubigen aus ihrer Welt voll Schmutz und Elend in eine poetische Zauberwelt, an das Märlein vom Esendorf erinnernd. Das Esendorf besteht aus einigen verfallenen Hütten im finsternen Tannenwald; zerlumpte Gestalten sitzen draußen vor den Türen, schmutzige Kinder tummeln sich herum. Klein ehrfamer Bauer wagt sich hinein in das von wildem Gestrüpp umwachsene Gehöft. Aber wer sich hinein verirrt hat, der sieht keine blauen Wunder. Die zerlumpten Gestalten verwandeln sich in fürstliche Personen, die schmutzigen Kinder sind liebliche Elfen in goldenen Kleidchen, die Sonnenstrahlen als Haare haben. Die Hütten sind marmorne Paläste, die wüsten Felder lachende Gärten, die Pfützen spiegelglatte Teiche, worin Goldfische herumschwimmen und schneeweiße Schwäne Furchen ziehen; die Tannen riesen, die Bäche halten, und die wilden Hecken schön gelockte Edelknaben.

Doch diese heitere Charakteristik gäbe ein sehr untreues Bild ohne Erwähnung der tiefdunklen Schatten, die in diese Kreise der Aberglaube in seinen betrieblensten Erbkümmern wirkt, worunter die häßlichste und verwerflichste ein potenziertes vollbluttrassiger Fanatismus, freilich nur gegen die eigenen Stammesgenossen, welche der Aufklärung auch nur verdächtig sind, und der sich zwar nicht wohl an deren Person vergreift, aber skrupellos deren wirtschaftliche und soziale Existenz untergräbt.

Diesen Fanatismus hatte auch der Mann an sich erfahren, der wider denselben, wie gegen den Chassidismus überhaupt, eine Reihe Satyren schrieb von wahrhaft aristophanischer Grazie und Schärfe, die nicht wenig Helligkeit in jene obskuren Kreise hineinstrahlten und manche jugendliche Intelligenz für die moderne Kultur gewannen und begeisterten. Das aber vermochten sie nur, wenn sie in der Sprache abgefaßt waren, die bei den jüdischen Orthodoxen wie Mystikern in den östlichen Ländern noch heute die Rolle spielt wie das Latein im Mittelalter, als internationale Gelehrten- und Bildungssprache der hebräischen. Und es ist erstaunlich, welche Schmiegsamkeit das antike Idiom in der Handhabung dieses Mannes bekundet, der nicht allein freier Denker und blühender, geistfunkelnder Polemiker war, sondern Künstler, der seinen Spott und sein Pathos wider den Aberglauben, die Verkehrtheiten, die Kulturfeindschaft und den Fanatismus aus einem Gefühl ausgoß, das dem Schönheitsstimm hohen Genuß gewährte.

In einem kleinen galizischen Dorfe bei Brzemyśl ward Dr. Jzack Erter 1792 geboren als Sohn eines mittellosen Wirtschaftspächters und Halbbauern und wurde, wie dort üblich, ausschließlich mit dem jüdischen Schrifttum geistig aufgepäppelt. Im Alter von dreizehn Jahren verheiratete man ihn mit der Tochter eines kleinstädtischen Rabbinen; denn der Talmud empfiehlt frühzeitiges Heiraten, um geheime Laster zu verhüten. Für die Existenz aber sorgt in der Regel der Schwiegervater. Schon nach sechs Monaten wurde der Knabe Witwer und bald hernach zum zweiten Mal Cheman. Sein guter Stern fügte es, daß er in seiner zweiten Frau eine liebe und kluge Lebensgefährtin hatte, die ihm in allen Lebenslagen eine treue Stütze war. Sein Schwiegervater dagegen, der ihn unterhalten sollte, betrog ihn nur das Wenige, das er ihm zugesagt hatte. Ein kümmerliches Leben fristend, ließ er sich eine Zeitlang vom Chassidismus umgarren, aus dessen Damm



Im Eisenwalzwerk. Nach einem Gemälde von Oskar Popp.

Ihn jedoch die zufällige Bekanntschaft mit einem aufgeklärten Manne befreite, der ihm einen weiten geistigen Horizont erschloß. Um sich weiter zu bilden, siedelte er nach Lemberg über, wo er im Umgang mit gleichstrebenden Altersgenossen und einigen hervorragenden Gelehrten freier Richtung sein Wissen ungemein bereicherte, seinen und der Seinigen Unterhalt durch Privatunterricht fristend. Da wurden eines Tages die Synagogenbesucher in Lemberg von einer an der Pforte angehefteten Dambulle überrascht, ausgefertigt vom Rabbiner Jakob Dreistein gegen vier junge und arme „Jugendverderber“ mit dem Gift profanen Wissens; indessen ließ der feige Pfaffe einen Wohlhabenden und Einflußreichen gleichen Kalibers unbehelligt. Unter den Bieren war der mittellose Erter, dem damit die Existenzquelle verschüttet ward. Denn obschon der Pfaffe von der Regierung zum Widerruf gezwungen ward, hatte der Streich seine Wirkung getan, indem Erter seine Schüler verlor. Er mußte zum Wanderstab greifen und ging nach Brody, wo ein freierer Geist in der jüdischen Gemeinde wehte; dort ward er bald als Lehrer und Rektor einer neugegründeten jüdischen Realschule angestellt. Einige Jahre später, im Alter von 33 Jahren, entschloß er sich, in Pest Medizin zu studieren, seinen und der Seinigen Unterhalt mit Privatunterricht fristend. Schon nach fünf Jahren konnte er den ärztlichen Beruf ausüben. Hochangesehen starb er zu Brody 1851. Seine köstlichen Satyren mit einigen anderen Arbeiten sind gesammelt (in zweiter Auflage, Wien 1864) erschienen.

Gewiß, sagt Grätz, hätten es Borne und Heine nicht glaublich gefunden, daß tief hinten in Polen im Kunstgenosse lebe, der wie sie befähigt war, aus den feinsten Worten ein Füllgran, ein Drahtnetz zu flechten, Satiren zu spiken, so spitz, daß sie durch die Poren eines Glases dringen. Und das in einer toten Sprache, die freilich nie eigentlich tot war, da sie als jüdische Kultur-, Gelehrten- und Halbgelehrtensprache das ganze Mittelalter hindurch in Fluß blieb.

Wir geben eine Probe aus der Satire „Seelenwanderung.“ (Die Wanderung der Menschenseelen in allerlei Menschen- und Tierleibern spielt im chassidischen Aberglauben eine Hauptrolle.)

Der Autor erzählt, er sei an der Wohnung eines Verstorbenen vorbeigegangen und habe das im Tranerhause sitzende Licht am Fenster, nebst dem Gefäß mit Wasser samt Handtuch bemerkt. Da sah er nun, wie die Seele des Toten eben aus dem Wasser emporstiege und sich mit dem Handtuch abtrocknete. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an und sie berichtet ihm getreu die mannigfaltigen Seelenwanderungen, die sie bisher durchgemacht hat und zwar derart, daß sie jedesmal aus einem Tierleib in einen Menschen fuhr, dessen Charakter dem jenes Tieres entsprach.

So mußte sie einmal in einen Hund fahren und sie erzählt: „Nicht in einen Pudel, ein kluger Hund war ich nicht, auch kein edler Jagdhund, kein flinker Windhund, noch ein niedliches Schoßhündchen, das die Dame mit Lefzerbissen füttert, während sie einem Armen keinen Brotdroben reicht.“ „Aber welche Art von Hund bist Du denn gewesen?“ fragt der Autor, und die Seele antwortet: „Ein verächtlicher, schäbiger Dorfblöter war ich, ein abscheulicher, dummer, bössartiger Kläffer, der Unbewehrte anbellte und biß, und sie noch verfolgte, wenn sie mir ausgewichen waren. Hatte aber Jemand einen Stock und erhob ihn wider mich, so hielt ich mich in der Ferne und belstete bloß und fletschte die Zähne; denn vor einem Stock hatte ich höllisch Angst. Traf mich gar ein Stockschlag oder Steinhwurf, dann heulte ich und klemmte den Schwanz ein und verkroch mich knurrend in meiner Ecke. Eines Tages wurde ich übel zugerichtet und seitdem zog ich es vor, die Leute schweigend zu beschleichen und sie unversehens in die Waden zu beißen und bellend davon zu rennen.“ Es ist nun sehr ergötzlich zu lesen, wie Wesen und Manieren dieses Wüters in dem frommen Dunkelmann und Fanatiker, der nächstfolgenden Verkörperung wiederkehrten, in dem man deutliche Züge des obengenannten Rabbi Dreistein erkennt.

Mit demselben Humor geizelt eine weitere Verkörperung dieser Seele auch die spitzblödsichtige Verschmähtheit der Wunderrabbinen.

Auch andere Typen kriegen ihr Fett, besonders ärztliche Charlatane, die der Verfasser in seinem Beruf genugsam kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Der Geist, der auch in einen solchen gefahren war, gibt ihm folgende „Goldene Regeln“:

Stelle einen Totenschädel auf deinen Tisch und einen Fötus mit zwei Köpfen in Spiritus an dein Fenster. Die Leute werden sie angaffen und deine Gelehrsamkeit bewundern.

Schaffe dir eine Menge Bilcher an, auffällig und kostbar gebunden, stelle sie in den Schrank, ohne jemals einen Blick hineinzuwerfen; aber durch Glasfenster müssen sie sichtbar sein, damit sie den Leuten imponieren.

Wagen und Pferde mußt du dir halten, auch wenn du alle deine Habseligkeiten in Versatz geben müßtest. Denn wenn deine Equipage vor den Häusern der Patienten wartet, wirst du als Wunderdoktor geschätzt, magst du auch den Friedhof mit deiner Kunst reichlich bevölkern.

Beim Krankenbesuch schau hauptsächlich auf die Umgebung des Kranken, um zu wissen, was und wie du zu reden hast. Beim Fortgang schüttle den Kopf und äußere deine Zweifel, daß der Kranke davontkommt. Stirbt er, dann heißt es: Seht, der Arzt hat ihn verstanden, er hat's ja vermutet, daß er stirbt. Kommt er davon, dann bewundert man dich erst recht und glaubt, deine Geschicklichkeit hätte ihn den Klauen des Todes entrispen.

Gegen Arme sei barsch, grob und fluster, damit sie dich möglichst wenig belästigen; denn bei ihnen ist ja doch nicht viel zu holen. Reichen aber begegne mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und laß sie immer zuerst vor; die Armen mögen warten oder später kommen.

Deine Kollegen mußt du heruntersetzen und schlecht machen nach Kräften. Ist der Kollege jünger als Du, so sprich: er ist noch viel zu jung und hat keine Erfahrung; wie viele wird er noch auf die Totenbare liefern, bis er sich auf die Praxis versteht! Ist er älter als du, dann sage, seine Wissenschaft und seine Methode seien veraltet, sein Auge zu schwach usw. —

Dr. Erters neuhebräische Geistesprodukte wirkten bahnbrechend und fanden viele Nachahmer. Der fruchtbarste, ihm an Geist und Sprachgewandtheit ebenbürtige, an Vlesseitigkeit aber allen seinen Vorgängern überlegen, ist der jetzt in Krakau lebende 82jährige Dr. S. Rubin. —

Mutter Schulzen.

Eine Dorfgeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

(Fortsetzung.)

Kathrina Krause war die erste überm Bann. Die anderen Mädchen stoben schreiend nach allen Seiten ins neutrale Gebiet. Daß Mutter Schulzen sie entfliehen lassen mußte, warf neues Del ins Feuer ihres Grimmes. Sie strebte nach einer Stange, allein die Glieder gehorchten ihr nicht. Unterdessen plumpften die räuberischen Jungen an den glatten Aststüben vom Bann herunter ins hohe Gras hinein wie die reifen Kürbisse von der Dachtraufe und suchten das Weiße wie Matten aus der Falte.

Gottlieb war der Letzte; schweren Gewissens krabbelte er langsam den krummen Stamm herunter. Fort lief er nicht; denn Mutter Schulzen hatte sich inzwischen erholt und fing ihn waidgerecht ab. Dann bekam er eine Prügelsuppe zu kosten, die ihm den Appetit nach Äpfeln auf acht Tage verdarb.

Die anderen verklagte sie nach den Ferien beim Lehrer, der es aber mit einer kräftigen Ermahnung genug sein ließ; denn des bösen Volks war zu viel.

Gottlieb zog sie seitdem die Zügel straffer an. Er mußte mit aufs Feld und arbeiten wie ein Großer, daß ihm oft vor Anstrengung die hellen Tränen über die Backen kollernten. Im Winter durfte er nicht hinaus aufs Eis, weil Kleidung und Schuhwerk geschont werden mußten. Damit er aber im Hause nicht lange Weile hatte, setzte ihm Mutter Schulzen einen mächtigen Topf mit Gänsefedern vor die Nase, die er mit vieler Mühe und mit angehaltenem Atem von den Klauen säubern sollte. Es kochte in seinem Innern ein Vulkan,

und doch durfte er sich weder durch Heulen von seinem Schmerz, noch durch Schnauben von seiner Entrüstung befreien. Denn bei dem geringsten Luftstoß flogen die Federhäuschen, die vor ihm auf dem Tische lagen, in alle vier Himmelsgegenden der Stube, und Mutter Schulzen griff wie gewöhnlich hinter den Ofen nach dem hölzernen Nachengel. Waren die Federn alle aufgeschliffen, suchte Mutter Schulzen das Spinnrad hervor, und Gottlieb mußte treten und den Faden drehen, obgleich er sich vorgenommen hatte, gleich am ersten Tage daran zu sterben, so groß denkte ihm diese Schmach.

Kam das Frühjahr, plagte sie ihn mit der Aufzucht der jungen Gänse. Solange sie noch gelb und niedlich waren, fand er es ganz unterhaltsam, als sie aber mit den Wochen grau und schmutzig wurden und das Bestreben zeigten, ihrem eigenen Schnabel nachzugehen, wandte sich sein Herz von ihnen ab. Leichtsinzig ließ er sie auf dem Ager und den angrenzenden Wäldereien laufen, wohin sie mochten, und vertrieb sich die Zeit in angenehmerer Gesellschaft, besonders mit Kathrina Krause, die er einmal, als man die beiden neckte, ganz öffentlich als seine Braut erklärte. Sie war auch vollständig damit einverstanden, und die anderen hatten nun erst recht Grund, sie zu foppen. Gottliebs Verlobung ging im ganzen Dorfe herum, man lachte ein wenig, fand aber an dem jungen Brautstand nichts anzusehen, da er nicht über seinen Stand gewählt hatte. Denn Kathrina Krauses Eltern waren arme, mit vielen Kindern gesegnete

Tagelöhnerkente, denen eine Verbindung mit Mutter Schulzen weder Ehre nahm, noch Ehre gab. Zum Glück aber kam es nicht zu ihren Ohren.

Immer steckten die beiden beieinander. Sah man Gottlieb irgendwo, war Kathrina nicht weit davon. Vielleicht schon hinterm nächsten Bann. Immer hatten sie sich hunderterlei zu erzählen. Am Klaffen aber fanden sie noch gar keinen Geschmack; das überließen sie den großen Leuten.

Dabei konnte Gottlieb natürlich kein Auge auf seine schnatternden, nimmersatten Bettwiger haben. Als er sie eines Tages heuntreiben wollte, waren sie nirgends zu finden. Gleich dachte er sich das Schlimmste; denn der Gänsejahrgang war diesmal weniger klug als früher geraten. Im Verein mit Kathrina Krause, die tren bei ihm anhielt, forschte er das Dorf entlang nach den Verschwundenen, bis er endlich die traurige Kunde erhielt, daß der Bauer Thielischer sie in seinem Hafer erwünscht und eingetrieben hätte. Für jede Gans 50 Pfg. Strafe, eher gebe er sie nicht heraus. Gottlieb zog vor seiner Mutter Hans wie einer, der alle Hoffnungen verabschiedet hat. Kathrina Krause hielt ihn an der Hand und sprach ihm Mut zu. Aber Gottlieb war sich über sein Schicksal im Klaren.

Doch Mutter Schulzen fuhr ihm nur in die braune Berrücke, schüttelte seinen Kopf dreimal hin und her und schlug ihm die Thir vor der Nase zu. Er solle sich nicht eher untersehen wiederzukommen, bis er die Gänse zurückgebracht hätte. Wenn ihn Kathrina Krause nicht fest bei der Hand gehalten

hätte, er wäre mindestens bis an den Nabel ins Wasser gegangen, um sich das Leben zu nehmen. Fortwährend schwachte sie auf ihn ein. Sie wollte zum Vauern gehen und ihn bitten.

Das wollte Gottlieb durchaus nicht zugeben. Dann wollte sie bei der Mutter für ihn bitten. Das wollte er erst recht nicht leiden. Dann wollten sie bei dem Vauern soviel Gänse zurücklassen, wie die Strafe ausmachte. In der Dunkelheit zählte Mutter Schulzen doch nicht genau nach. Gottlieb wollte es versuchen.

Als sie aber vor dem Hause standen, da schlug das Meer seiner Schmerzen über ihn zusammen. Er legte sich auf die Schwelle der Haustür, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und das Gesicht in die Hände und stug ganz erbarmungswürdig an zu schluchzen. Jämmerliche, herzerreißende Töne floss er in die milde Sommerabendluft hinaus, so laut und durchdringend, daß die Hunde im weiten Umkreise beunruhigt wurden. Kathrina Krause quoll es warm von ihrem Herzen herauf nach den Augenlidern zu. Das echte, tiefe Weib ihres Fremdes rührte sie so sehr, daß sie sich neben ihm auf die Türschwelle niederließ und ihm heulen half. Und dadurch wieder wurde Gottlieb ermuntert, in seinem tränenfördernden Tim efriger als bisher fortzufahren. Und auch die Gänse, die seine Stimme kannten und in der Nähe hinter dem Gitter saßen, meldeten ihre Trauer über die schwachvolle Gefangenschaft durch lautes Geschnatter und gellende Gackstöße.

Einige Nachbarkente liefen herzu und fragten, was es gäbe. Aber Gottlieb und Kathrina konnten sich vor Tränen nicht lassen und statt zu reden, heulten sie nur noch stärker. Das dauerte eine ganze Stunde. Dann ließ der Vauer Thielscher die Gänse ohne Strafgeld heraus; denn er war kein Mannsch und wollte zu Bett. Und da er ein feines Gehör, aber nur eine einzige Nachtmilch hatte, war das Decken des Gänse haltenden Gitters die einzige Möglichkeit, von dem ungestörten Lärm befreit zu werden.

Diesmal bekam Gottlieb keine Schläge, und er versprach am nächsten Tage Kathrina Krause, sie später einmal bestimmt zu heiraten. Aber sie lachte nur darüber und gab ihm einen kleinen Klapps auf den Arm. Doch von jetzt an sorgte sie für die Gänse und trieb ihnen das Geklüft, nach Thielschers Hafer brandschlagende Streifzüge zu unternehmen, gründlich und endgültig aus.

Immer fester spannte sich das Band zwischen den beiden. Beim Weidenschälen, das zwischen Ostern und Pfingsten auf dem Dorfanger vor sich ging, saßen sie dicht nebeneinander im Grase und zogen weiteisend die biegsamen Ruten durch die Grasse, daß sie ihr grünes Fell lassen mußten. Und wenn Gottlieb des Abends zu wenig Geld nach Hause brachte, so war er nicht etwa saul gewesen, sondern er hatte Kathrina Krause ein wenig geholfen, daß sie beim Korbfabrikanten immer das Doppelte und Dreifache abliefern konnte, wenn er mit seinem Wagen aus der Stadt kam.

Mutter Schulzen kam dahinter und stürzte mit rauhem Griff das zarte Verhältnis: Gottlieb durfte nicht mehr Weiden schälen, sondern mußte die Hammelherde des Schlächtermeisters Trillemann aus der Vorstadt auf die Stoppeln treiben. Aber Kathrina Krause hielt auch da zu ihm, schlich zu ihm hinaus, wärmte sich an seinem Feuerchen die erstarrten Finger und briet ihm in der heißen Asche knistige Kartoffeln, die ihm besser schmeckten als Honigkuchen und Marzipan. Dann schlichen sie in den Busch und sahen die Spreitel nach, ob sich darin ein Rotkehlchen gefangen hatte, oder nach dem nahen Teiche, um die Angeln zu untersuchen, die Gottlieb dort klüglisch und mit List dem Flossenvieh gestellt hatte.

Am Abend gingen sie engumschlungen hinter der blühenden Herde her durch die kühle Dunkelheit des Herbstes. Und an einem solchen Abend war es auch, daß ihr Gottlieb mitten auf den Mund den ersten Kuß gab. Sie hielt mit geschlossenen Augen still und drückte sogar ein wenig wieder, woraus

Gottlieb schloß, daß ihr das Klüffen wohl nicht mehr so grenzlich vorkam.

Den Winter über trafen sie sich nur noch in der Schule. Gottlieb mußte sich zum letzten Male durch sechs große Federtöpfe und einen riesengroßen Flachsberg hindurcharbeiten. Ostern wurde er aus der Schule entlassen.

Nun war er erwachsen und die Freiheit winkte ihm. Mit Kathrina Krause kam er dadurch auseinander; denn sie mußte noch ein Jahr zur Schule gehen, und er hielt es unter seiner Würde, mit einem Schulmädchen jetzt noch bekannt zu sein. Er grüßte sie nur von oben herab, und sie sah ihm betriibt nach, wischte sich mit dem Schürzengipsel über die Augen und ließ die Mundwinkel hängen. Seitdem lernte sie nichts mehr in der Schule, wurde widerpenstlich, daß der Lehrer eine wahre Last mit ihr hatte.

Mutter Schulzen war der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der Mensch nur zum Geldverdienen auf der Welt sei, und daher sollte Gottlieb sofort nach der Stadt, um sich in einer der vielen Fabriken Arbeit zu suchen. Gottlieb aber konnte das durchaus nicht verstehen. Mutter Schulzen starrte ihn an wie einen Wahnsinnigen. Es war ihr in dem Sohn ein neuer Fernand erwachsen, nur ein ungleich eigenstümlicher. Zu schlagen wagte sie ihn nicht; denn wie sie im Laufe der Jahre an ihrer übermäßigen Arbeitsamkeit zusammengeschrumpft war, so war er aufgeschossen, daß er sie bald um Haupteslänge überragte. Auch war ihr Arm schwächer und sein Fell derber geworden. Kurz und blindig erklärte er ihr, in die Fabrik glüge er nicht; denn da könne man nichts Vernünftiges lernen, stillte sich die Miße auf den kugelrunden Kopf und lief zum ersten besten Zimmermeister, dem er seine Dienste antrug. Mutter Schulzen aber sank wehklagend auf die Ofenbank und jammerte über ihren ungeratenen Sohn. Von dem Tage an gingen sie stumm aneinander vorbei und sprachen nur das Allernotwendigste.

Gottlieb lernte Säge und Beil handhaben. Die Arbeit war ihm eine Lust. Ein Hans unter Dach und Fach bringen, darin fand er doch wenigstens Sinn und Verstand, das war das Gegenteil von dem hastenden, zwecklosen Geldzusammenscharren seiner Mutter.

Die wurde schwächer und schwächer, Gottliebs bodenloser Leichtsinm hatte ihr ein Stück vom Herzen gerissen. Denn sie liebte ihn, wie nur eine Mutter lieben kann, nur daß sie es ihm nicht zeigte. Und das war um so gefährlicher in einer Zeit, wo er Kathrina Krause ganz und gar vergessen hatte.

Gottlieb begann sich die Welt genauer anzusehen und fand sie recht schön und gut, nur Mutter Schulzen wollte nicht hinein passen. Dann nahm er sie eines Abends ins Gebet und fragte sie auf den Kopf, warum sie sich denn so abradere und das Geld zusammenhaustere, sie hätte es doch nicht nötig und solle sich lieber pflegen und sich etwas gönnen. Diese Frage kam Mutter Schulzen unerwartet. Unter Stöhnen rang sie sich das Geständnis ab, daß sie es nur für ihn täte. Dafür bedanke er sich bestens, aber er brauche es nicht; denn nächsten Sonnabend bekäme er sein erstes Wochenlohn. Jetzt mußte Mutter Schulzen deutlicher werden. Sie tne es, daß er später nicht mit leeren Händen dastände, wenn sie nicht mehr sein werde, daß er sich nicht an ein armes Mädchen wegzuwenden brauche, sondern Ansprüche machen könnte. Im Geiste sah sie ihren Gottlieb schon als Besitzer eines mehrstufigen Bauerngutes. Gottlieb huschte für einen Augenblick das Bild Kathrina Krauses durch den Sinn, er schwieg und überließ Mutter Schulzen ihren Zukunftsplänen.

Am demselben Sonnabend, an dem Gottlieb sein erstes selbstverdientes Geld empfing, zog Kathrina Krause zum Vauern Thielscher in Dienst als Kleinmagd.

Gottlieb hatte zwei harte Taler und einige Groschen in der Tasche und kam sich sehr wichtig vor. Er hatte vor sich selbst Respekt, und das ist immer ein wunderschönes Gefühl, besonders wenn man noch recht jung und grün ist. Er fühlte außerdem den Drang in sich, seinen Wert den Leuten

einbringlich vor die Augen zu führen, und kaufte sich zu diesem Zweck eine Dreipfeimziggarre, die er mit einer Stcherheit in Brand steckte und mit einer Raubstilitigkeit rauchte, als hätte er von seiner Geburt an nichts anderes getan, als diesem Laster gefröhnt. Mit bedeutamen Schritten hielt er sich in der Mitte des Fahrdammes und stieß seinen Dampf gravitatisch nach rechts und nach links, daß keine der beiden Häuserreihen zu kurz kam. Als er so in die Dorfstraße einbog, drückte er sich nicht geringer als der Schah von Persien, der seine dreihundertzig Hüfe mit Goldbulaten pflastern ließ.

Mit gewichtigen Tritten stapfte Gottlieb über den Hausflur, drückte mit wichtiger Faust die Tür auf und trat in die Stube, wobei er eine mächtige, beizende Dampfvolke ansstieß, die zufälligerweise Mutter Schulzen mitten ins Gesicht flog. Die stand wie versteinert und stierte ihn mit den rotgeränderten Augen an wie ein Gespenst aus einer anderen Welt. Gottlieb stellte sich breitspurig vor sie hin und schickte ihr einen zweiten der wohlriechenden Rauchschwaden direkt auf die Spitze der starkgekrümmten Nase. Mutter Schulzen sollte von der guten Zigarre auch ihren Teil abhaben.

Doch Wut und maßlose Entrüstung über die unerhörte Verschwendungssucht ihres ungeratenen, Zigarren vertilgenden Sohnes ließen sie dessen gute Absicht grüßlich verkennen. Sie nahm es für giftigsten Hohn, und schon fauste ihre harte Hand heran und traf zwischen Ohrklappen und Mundwinkel des Manchen den linken Gesichtshälfte, daß sie sich sofort dunkelrot färbte. Der Stimmstengel entfloß den erschreckten Zähnen und verkroch sich in die finsterste Ofenecke.

Auf einen solchen Empfang war Gottlieb nicht vorbereitet. Er rieb sich die getroffene Stelle, nahm vor Verlegenheit die Miße ab, fuhr sich zweimal durch die Haare und setzte die Miße wieder auf. Der kindliche Gehorsam und der Troß der erwachenden Männlichkeit kämpften einen schweren Kampf. Als Mutter Schulzen das Geld herausforderte, drehte er sich auf dem Absatz herum, ging hinaus und warf die Tür ins Schloß, daß sie in allen Fugen krachte. Dann lief er in den Garten, legte die schmerzende Wange an den kühlen Stamm des blühenden Winterapfelbaums und überlegte, wie er seiner geschändeten Ehre Genugthuung verschaffen könnte.

Mutter Schulzen aber suchte mit dem Dackelchen die verlorene Zigarre aus dem schwarzen Reißguthaufen hinter dem Ofen heraus, kippte sie in den Wassereimer, wo sie entzündet ihren Brand anzusehte, wickelte sie sorglich in eine leere, braune Salztüte und versteckte sie auf dem Kleiderschrank zwischen allerhand Gerümpel.

Unterdessen war Gottlieb zu einem fürchterlichen Entschluß gekommen. Er setzte sich die Miße aufs linke Ohr, steckte die Hände möglichst tief in die Hosentaschen, klimperte herausfordernd mit den beiden Talern und ging auf dem kürzesten Wege ins Wirtshaus. Wirtshaus und Hölle waren bei Mutter Schulzen gleichbedeutend, und wenn sie gewußt hätte, wohin es Gottlieb zog, hätte sie sich auf der Stelle vom Schlag rühren lassen.

Gottlieb setzte sich in der Schenke gleich an den ersten Tisch, forderte sechs Zigarren, diesmal aber zu fünf Pfeimig das Stück, und ließ sich eine größere Flasche füllen. Ein paar alte Bechbrüder, die sich noch genau seines durstigen Vaters erinnerten, rickten zu ihm und lobten ihn laut, daß er nun endlich Miene mache, ein ordentlicher Kerl zu werden. Das gefiel ihm so sehr, daß er ihnen immer von neuem die Flasche füllen ließ. Aber die Zigarren rauchte er selbst, immer eine nach der anderen. Er wurde lustig, schlug auf den Tisch, daß es dröhnte, zum Kartenspielen aber kam es nicht; denn er konnte trotz aller Belehrungen die Bilder nicht mehr ordentlich unterscheiden. Er sah nach der Wanduhr, doch es half ihm nichts, die Ziffern tanzten ihm vor den umflorten Augen immer im Kreise herum. Das berichte ihm denn doch etwas wunderlich und er ging bald wieder hinaus in den klaren Frühlingsabend.

(Schluß folgt.)

Im Eisenwalzwerk.

(Zu unserersem Bilde.)

Es war ein Tag, wie sie alle sind,
Als Morgens er schied von Weib und Kind.

Die Arbeit rief. Durch die Morgenruh'
Der erwachenden Stadt eilt' er hastig ihr zu.

Und griff ans Werk, wie er ging und stand,
Und schaffte rüstig mit emsiger Hand.

Die Walzen sangen das alte Lied:
Das Lied vom Eisen, das blutrot glüht...

Die Räder tanzten wie toll im Kreis...
Das zischt und das dunstet' so schwer, so heiß...

Und durch das Rattern: mit einem Mal
Ein gellender Schrei durch den weiten Saal...

Und noch ein Schrei... und ein Stöhnen dann...
Und zwischen den Rädern, wie leblos, ein Mann.

Zwei packen ihn an und tragen ihn sacht
Hinaus.

Ob er wieder zum Leben erwacht? —

Grell funkelt der Kolben stählerner Glanz,
Wild kreischen die Räder im Wirbeltanz. —

Ein edles Brüderpaar aus der guten alten Zeit.

Zu den überberichtigsten unter den deutschen Landesvätern der guten alten Zeit gehört der Kurfürst Karl Theodor, der von 1777—1799 die Rhein- und die Oberpfalz, Bayern und das bayerische Land beglückte. Bezeichnend für seine gemüthliche Auffassung von dem Beruf eines christlichen Herrschers — fromm katholisch war Karl Theodor nämlich im höchsten Maße — ist schon das eine Faktum, daß er in „seinen“ Landen hauptsächlich eine Versorgungsanstalt für die unzähligen Sprößlinge betrachtete, die er mit seiner Region von Maitressen in die Welt setzte. Von den russischen Zuständen unter seiner Regierung kann die detaillierte Schilderung kaum eine so lebendige Vorstellung geben, wie der Lebenslauf einer seiner Getreuen, des Herrn von Wetschard. Dieser Wetschard war im Regierungsbezirk Amberg als Landrichter tätig und trieb es so toll, daß er schließlich wegen seiner unzähligen Betrügereien und sonstiger schweren Verbrechen selbst vor Gericht gestellt und auch verurteilt wurde: nach der drakonischen Schärfe des Gesetzes zum Tode durch Enthauptung. Wetschard und die Seinigen setzten natürlich Himmel und Hölle in Bewegung, um eine Begnadigung zu erzielen; insbesondere zahlten sie große Geldsummen ins kurfürstliche Kabinett. Man muß annehmen, daß die ganze Justizaktion gegen Wetschard überhaupt bloß eingeleitet worden ist, um Geld von dem Sünder zu erpressen; denn tatsächlich folgte auf die Einzahlungen der beabsichtigte Effekt in einer Form, daß die Begnadigung mit größerem Recht eine Beförderung zu nennen war. Das betreffende Reskript Karl Theodors lautete nämlich dahin: obwohl nichts gerechter wäre, als Wetschard mit dem Schwerte vom Leben zum Tode bringen zu lassen, so wolle Seine kurfürstliche Durchlaucht doch Gnade für Recht ergehen lassen und ihn, unter bestätigter Kassation als Landrichter, zum Hofgerichtsrat in Amberg bestellen. Das war die nächsthöhere Rangstufe in der pfalz-bayerischen Beamtenhierarchie: Wetschard war also die Treppe hinaufgezogen. Er erlebte aber in Amberg einen unerwarteten Empfang. Der dortige Gerichtspräsident war nämlich ein anständiger Mensch und machte ihm, als er sein Erscheinen zur Einführung im Hofgericht ankündigte, die Mitteilung, das ganze Richterkollegium habe beschlossen, den Saal demonstretativ zu verlassen, wenn er es wagen würde, sich blicken zu lassen; wenn er dagegen fernbleibe und sich still verhalte, so wolle man sein Vorhandensein ignorieren und ihm auch den Bezug der Besoldung gestatten. Wetschard war über diese Offerte seelenvergnügt; denn nun hatte er ja eine Einnahme, ein arbeitsloses Einkommen. Demnächst geschah es, daß Karl Theodor für seine augenblickliche Lieblingsmaitresse einen Mann von Adel und von Rang suchte, damit sie unter den Hoffähigen erscheinen und also beständig in der Nähe des Kurfürsten sein könne. Natürlich sollte der Mann bloß ein Strohhalm sein: in ähnlicher Art, wie um dieselbe Zeit der Preußen-

könig Friedrich Wilhelm II. seine Maitresse Wilhelmine Ende, alias Gräfin Lichtenau, mit dem Kammerdiener Mich „vermählte“. Zu solch einem Schandbedel nun war Herr v. Wetschard wie geschaffen. In Amberg war man nicht wenig erstaunt, als der saubere Patron zum Minister der oberpfälzischen Provinz ernannt wurde und als solcher nach der Residenz abging. Hier fand das feierliche „Weilager“ mit der Damsdame alsbald statt. Das Wort Weilager ist hier natürlich nicht etwa im Wortsinne zu verstehen; denn Wetschard mußte sich endlich verpflichten, seiner Gemahlin keineswegs zu nahe zu kommen. Nun war Wetschard auf der Höhe seines Glücks; aber er sollte gar bald hinabstürzen. Es dauerte nämlich nicht lange, so wurde der Maitresse die Nähe des Scheufals so zuwider, daß sie ihrem Galan zusehte, ihr Wetschard vom Hals zu schaffen. Als der Kurfürst die raslose Frage stellte, was er denn aber um Gotteswillen mit ihm anfangen solle, erfolgte die lakonische Antwort: „Laß ihn köpfen.“ Wichtig erging noch am gleichen Tage ein Kabinettsreskript an den Hofrat, das den Befehl enthielt, den Minister v. Wetschard wegen seiner vielfachen Verbrechen binnen dreimal vierundzwanzig Stunden enthaupten zu lassen. Im letzten Augenblicke ward auf das Flehen Wetschards die Todesstrafe durch kurfürstliche „Gnade“ in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt. Er hat dann tatsächlich zirka acht Jahre hinter Schloß und Riegel gesessen, bis nach Karl Theodors Tod ein neues Regierungssystem aufkam, das nicht mehr der patriarchalischen Kabinettsjustiz der guten alten Zeit huldbigte. Da ward denn auch die Kabinettsverfügung über Herrn v. Wetschard als ein gänzlich rechtswidriges Produkt vollkommener Willkür für ungültig erklärt, Wetschard in Freiheit gesetzt. Vorstichtshalber wies man ihn aber aus den Umgebungen der Stadt München aus, weil man nur zu gut wußte, daß er auch nicht der beste Bruder sei.

Eine Lasso werfende Spinne.

Die Webekünste unserer einheimischen Spinnen sind bekannt. Die einen weben flache, dicke Netze in den schattigen Winkeln unserer Wohnräume, wie die Hausspinne, andere flechten in Gebüsch und Wald meist senkrecht gestellte, zarte Gewebe, wie die Kreuzspinne, und wieder andere, wie die Wasser Spinne, bauen unter Wasser zwischen Pflanzenteilen ein kugeliges Gehäuse, das sie mit Luft anfüllen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika lebt nun eine krabbenartige Spinne (Ordgarius cornigerus), die, wie Hutchinson im „Scientific American“ mitteilt, ein Jagdverfahren ausübt, das an Originalität die Fangmethoden unserer einheimischen Arten erheblich übertrifft. Diese Spinne erlegt ihr Opfer mit dem Lasso. Sie verfährt dabei folgendermaßen: Am Tage sitzt das Tier, das einen breiten, herzförmig gestalteten, etwa pfenniggroßen Hinterleib besitzt, unbeweglich unter einem Blatte oder dergleichen auf der Erde versteckt. Mit Einbruch der Nacht wird es, lebendig, denn seine Beute sind nämlich schtärmende Motten. Die Spinne sucht sich einen dünnen, freiliegenden, wenig behäuterten Zweig aus, überzieht seine Unterseite der Länge nach mit einigen Fäden. Alsdann hängt sie sich, mit dem Kopf nach unten, an den Weinen am Zweige auf und beginnt, aus ihren Spinnrüben einen etwa zwei Zoll langen Faden „frei“ in die Luft hinauszutreiben. Dabei paßt das Tier genau auf, daß der Faden nirgends hängen bleibt. Ist der Faden fertig, so schwingt die Spinne am Hinterleibe eine sehr klebrige Masse aus, durch die sie den Faden derart hindurchzieht und aufrollt, daß er in etwa 20 Sekunden in ein klebriges Kügelchen verwandelt ist. Das Kügelchen wird nun mit einem Faden versehen, so daß eine Art Pendel entsteht; das Lasso ist fertig. Das Tier liegt auf der Lauer, indem es mit den Weinen der einen Seite an einem horizontalen Faden hängt, von dem das Lasso herabhängt. Die anderen Weine schweben in der Luft, bis auf eines der langen Vorderbeine, das den Faden des Lassos wufbereitet, gewissermaßen in der „Hand“ behält. Hat das Tier etwa eine halbe Stunde oder 40 Minuten vergeblich auf der Lauer gelegen, so wird das klebrige Kügelchen in die Höhe gezogen und verpeißt. Offenbar verliert es nach einer halben Stunde seine Klebrigkeit an der Luft und wird daher, um das Material zu sparen, zu neuer Verarbeitug dem Körper wieder einverleibt. In wenigen Minuten ist ein neues Lasso fertig und wufbereitet ausgehängt. Im Mondschein naht eine große Motte. Wenn die Spinne sie herannahen sieht, streckt sie das Bein mit dem Lasso noch weiter aus und harret angespannt auf den günstigen Moment. In dem Augenblicke, wo die Entfernung zwischen beiden Tieren kürzer ist, als das „Seil“ des Lassos, zieht die Spinne den Wurffuß rasch zurück und schwingt ihn sogleich wieder gegen das Opfer vor. Mit fast stets unfehlbarer Sicherheit trifft das voranfliegende,

klebrige Kügelchen irgend einen Überrest der Motte, die damit rettungslos gefangen ist. Ihr Kopf fesselt sie nur noch fester. Der Lasso werfer ist hinzu und senkt seine Fangzähne in ihren Leib; das Gift wirkt rasch. Ganz, wie unsere Spinnen es tun, wird das Opfer erst gründlich in Seide eingewickelt und dann ausgezogen. Selbst bei Vollmondschein ist das Verfahren der Spinne nur schwer zu beobachten. Hutchinson behält sich damit, daß er eine kleine Lichtquelle in der Nähe hielt und mit den Fingern eine gefangene, flatternde Motte in die Nähe der Spinne brachte. Sobald sie vom Lasso erfaßt war, ließ er sie los. Er ist der Ansicht, daß das erwähnte Tier irgend ein Mittel anwendet, um die nicht gerade sehr zahlreich, großen Motten in seiner Nähe zu betrogen. Vermutlich hängt es seine Lasso in der Nähe von Blüten aus, die von den Motten besucht werden.

Zur Psychologie der Regenwürmer.

Die Regenwürmer haben die Gewohnheit, Blätter, Nadeln, allerhand andere Pflanzenteile, welche auf dem Boden liegen, durch ihre Bohrlöcher hinab in die Tiefe zu ziehen, um sie dort zu verzehren. Darwin, der diese humusbildende Tätigkeit der Tiere genauer beobachtete, bemerkte, daß die Würmer bei dem Hineinziehen von Blättern und anderen Gegenständen in die Erdböcher sehr zweckmäßig verfahren. Sie fassen zum Beispiel Lindenblätter, die eine breite, herzförmige Basis haben, bei der Spitze, dagegen Rhododendronblätter, die an der Stielseite schmaler sind, an der Basis an. Die Nieferradeln, die ja zu zweien zusammenstehen — sie bilden nämlich eigentlich einen kurzen Zweig — wurden stets an der Seite, wo sie miteinander vereinigt sind, ergriffen. Würden sie mit der anderen Seite, also an einer der beiden Nadeln, angefaßt werden, so würde sich die andere Nadel leicht irgendwo an der Erde festhalten und dem Hineinziehen in die Röhre Widerstand entgegensetzen. Auch Papierschnitzel wurden von den Tieren immer mit dem spitzen Ende zuerst in die Erdröhren gezogen. Die Würmer können hierbei nicht den einzelnen Gegenständen gegenüber individuell handeln; denn sie kennen zum Beispiel die Nieferradeln nicht seit alter Zeit, da die Nieferröhre in England nicht ursprünglich wild wächst, sondern erst eingeführt ist. Das ist natürlich auch mit dem Papier der Fall. Darwin kam deshalb zu dem Schluß, daß die Regenwürmer eine große Intelligenz besäßen, insofern deren sie die zweckmäßigste Seite eines Gegenstandes beim Hineinziehen in die Erde herausfinden. Nun muß man aber bedenken, daß die Regenwürmer sehr wenig ausgebildete Sinne, und besonders gar keine Augen besitzen. Sie können also die Form der Gegenstände gar nicht sehen. Es ist nicht anzunehmen, daß diese in der Erde wohnenden Tiere geistig irgendwie begabt seien. Neuerdings hat Fräulein E. Ganel noch einmal die Beobachtungen Darwins nachgeprüft („Zeitschrift für allgemeine Physiologie“, Bd. IV). Sie hat die Entdeckungen daraus in jedem einzelnen Falle bestätigen können. Sie hat aber die Experimente in sehr instruktiver Weise erweitert. Sie schnitt die Lindenblätter so, daß sie Rhododendronblättern glichen, von denen sie schnitt sie die Spitzen bis auf die Mitte ab, und noch anderen schnitt sie ein Stück derart aus der Mitte heraus, daß das Blatt aus zwei, nur an der Basis zusammenhängenden Teilen bestand. In jedem Falle faßten die Würmer das Blatt an der Spitze, auch im letzteren Falle, wo doch der bis an die Spitze abgetrennte Teil hemmend wirkte. Nur wenn ein ganz kleiner Rest an dem Stiel übrig gelassen wurde, erfaßten die Tiere das Blatt an diesem. Nach dieser Reihe von Experimenten scheint es, als ob die Regenwürmer völlig gleichgültig sei und die Tiere nur auf zwei verschiedene Reize reagieren, die von der Spitze und von der Basis ausgehen mögen. Dagegen liefert eine andere Versuchreihe zu einem ganz entgegen gesetzten Resultat. Die Nieferradeln, die sonst an der Basis ergriffen wurden, wurden an der Spitze erfaßt, wenn sie oben zusammengebunden waren und außerdem an der Basis die eine losgelöst wurde. Auch wenn beide Nadeln von dem Kurztriebe getrennt wurden, ergriffen die Tiere sie in der Mehrzahl der Fälle an der zusammengebundenen Spitze. Auch bei Papierschnitzeln schienen sie sich nach der Form zu richten. E. Ganel meint, daß in den letzteren Fällen ein verschiedener Reiz von den Ranten und von den Spitzen der Objekte ausgehe, und daß die Würmer dadurch reflektorisch entweder abzulassen oder zuzugreifen veranlaßt würden. Das ist jedoch nur eine Hypothese, wie die Forscherin selbst eingesteht.

Nachdruck des Inhalts verboten!